Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Der Heide [Fortsetzung]
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573248

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dann dachte ich an den Reif mit dem Opal. Betrachtete auch ein schmales Goldringlein an meinem Finger mit einem leuchtenden grünen Stein. Ich tat wie im Traum. Nahm dann meine Laute, klinkte das Gitter hinter mir zu und fuhr langsam trübselig meine Straße in der Nacht.

Der Heide.

Eine Genfer Erzählung von Friedrich Glauser, Baden.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Ruhig verging ein Jahr in Vandoeuvres, bis zur Einsegnung im nächsten Frühling. Vor allem war in diesem Jahre die Verwandlung sonderbar, die mit Saul vor sich ging. Struppig und grob war er gewesen, als die kleine Marquise das Haus betreten hatte; sein Mund hatte lümmelhaft laute Worte geformt. Doch nun machte ihn der Anblick des Mädchens allein scheu und stumm. Er sah mit großen fragenden Augen der kleinen Marquise zu, die ihn nicht beachtete und fern von umgebender Welt in Büchern lebte, Verse vor sich hin sprechend mit singender Betonung. Manchmal dachte sie, Saul würde ihr seine Liebe erklären, in schöngeformten Sätzen und wohlgelungenen Perioden; besser als der schlanke Mann, der sich nur über sie lustig gemacht hätte. Es war ihr großer Stolz, ihm nicht geglaubt zu haben, und spöttisch blickte sie auf ihre Kameradinnen, die bisweilen sie besuchen kamen; diese erzählten von großen Erlebnissen, von wahnsinnigen Schmerzen und paradiesischen Freuden, die dem zuteil würden, der an die Macht der Liebe glaube.

„Glauben," schrieb sie in ihr Tagebuch, „glauben muß man, um wahrhaft glücklich zu sein. Sei es an Gott, an die Liebe oder an die Menschen. In jedem Falle würde ich unruhig; denn ich müßte mich zwingen zu glauben. Doch suche ich vor allem die Ruhe. Zuerst berauschen sich die Menschen am Glauben, geben sich hin, vollständig. Doch dann wachen sie auf, sehen sich selbst geringer und ärmer und möchten sterben. Dann hoffen sie auf ein neues Leben nach dem Tode, um den Enttäuschungen zu entgehen, deren man in dieser Welt teilhaft wurde."

Herr Leblanc schien ihr nach wie vor komisch, wenn er zweimal die Woche mit spitzem Bart und drohenden Fingern über Lieblosigkeit und Verständnislosigkeit der Menschen klagte, mit seinem Sohne schalt und ungeschickt nach langer verworrener Rede sich vor der kleinen Marquise verbeugte.

Der Kommunionstisch der St. Peterskirche war schwarz behangen, als handle es sich um eine Beerdigung. Wieder saßen die alten Damen hinten im Kirchenschiff, violett und wispernd. Nur die Kanzel war geschmückt mit Weidenkätzchen. Links rutschten die weißen Mädchen ungeduldig auf knarrenden Bänken, während die schwarzen Knaben rechts unbehilflich in die Luft starrten, bisweilen sich wanden in zu engen Gewändern. Hinter dem Kommunionstisch saßen langberockte Gestalten in geschnitzten Stühlen; die starren Bäffchen schienen die Bärte fortzusetzen. Herr Pastor Ribeaupierre, klein und bucklig, zeigte gelbe Zähne unter zurückgeschobenen Lippen. Feist und rot saß Herr Lenoir, und zwischen beiden murmelte der Pastor Leblanc unverständliche Worte in seinen Spitzbart. Herr Thomas, ihnen gegenüber, zeigte seidene Strümpfe unter wertvollem Rock. Lang fiel sein brauner Bart auf die Brust, frisiert und parfümiert, und seine wohlgeformte Nase drückte Zufriedenheit aus mit sich selbst und seinem heiligen Amt. Langsam hallten die Orgeltöne in das Geflüster, erstickten es, wurden lauter. Die stillen Steine der Wände schienen zu singen.

Und dann begann Herr Pastor Turettini zu predigen; lang und gelb war sein Gesicht, und der bekannte weiße Knebelbart Calvins machte das knochige Kinn spitzer. Die Sonne hatte versucht, durch die hohen runden Fenster spielende gelbe Lichter zu legen auf die ernste Versammlung. Herr Turettini verscheuchte sie mit strengem Fingerwink. Gemessen sprach er zuerst und hämmerte ernste Vorsätze in die

jugendlichen Gemüter. Das Leben sei kein Spiel, wie viele meinten, die wiederum einführen wollten die gottlosen Sitten des Heidentums. Der Mensch sei schwach, da die Schlange in sein Herz geträufelt habe das Gift des Zweifels; Adam habe schon gesündigt, und sein Geschlecht sei verdammt, unglücklich zu sein und das Paradies zu vermissen, aus dem Gott es gewiesen habe. Doch ein Trost sei uns gegeben worden vor bald zweitausend Jahren, der Trost einer baldigen Wiederkehr dieses gesegneten Gottesreiches. Aber wachen und beten müßten die Menschen in Erwartung dessen, das da kommen würde. Freuden seien ihnen versagt; denn Freuden in weltlichem Sinne seien Sünden wider den Geist. Eng und beschwerlich sei der Weg des Christen; doch führe er mit Sicherheit zu unsterblichen Freuden, die nie mehr endeten. Und es prasselten die Worte, schnell und hart wie Hagelschauer auf ein ungeschütztes Glasdach. Schnell und schneller sprach Herr Turettini; es bebte sein Bart auf den weißen Bäffchen, die sich verschoben, ganz langsam, bis sie auf der Schulter lagen. Das Fleisch zu töten sei einzige Pflicht des Christen, den Dornenpfad der Geduld zu wandeln sein einziger Ehrgeiz. Die gespreizten Hände fuhren wie weiße Striche über den schwarzen Hintergrund der Kanzel. Herr Turettini beugte sich vor, schwieg. Er blickte starr in die Augen eines lächelnden Mädchens. Stille. Und plötzlich raffte Herr Turettini sich auf, schleuderte mit magern Händen das Anathema auf die Versammlung, verfluchte das Lächeln, das aus Satans Geist entspringe, verfluchte die Lauen, deren Rede nicht sei „Ja, ja; nein, nein", die zu feig seien, das Kreuz auf sich zu nehmen, weil sie glaubten an die Unvergänglichkeit ihres sündigen Leibes. Er beruhigte sich erst, als er sah, daß alle Köpfe gesenkt waren unter ihm. Dann zum Himmel blickend mit ekstatischen Augen, sang seine hohe Stimme einen alten Gesangbuchvers, falsch und rauh, der das Glück pries, in die Herde des guten Hirten aufgenommen zu sein und ihm auf seinem Leidensweg zu folgen. Das Amen, das den Schlußpunkt der langen Rede bezeichnete, war freudig und erlöst.

Herr Pastor Leblanc war plötzlich aufgesprungen, stand klein und fast unsichtbar hinter dem schwarzen Kommunionstisch und rief mit spitzer Stimme durch die Kirche: „Und die Liebe, vergeßt die Liebe nicht!"

Man verstand ihn nicht; denn hustend und Röcke ordnend, tuschelnd und eingeschlafene Beine streckend, atmeten die Zuhörer auf. Herr Lenoir führte seinen Kollegen auf den Platz zurück, ihm mit beruhigender Stimme zusprechend.

Der Reihe nach rief Herr Turettini die Mädchen, das Glaubensbekenntnis aufzusagen. Und da die kleine Marquise in der vordersten Bank saß, als erste am Mittelgang, begann sie langsam mit singender Stimme die Worte vorzutragen, sehr bedächtig, als müsse sie ein gutes Gedicht mit all seinen Feinheiten zur Geltung bringen. Herr Benoît nickte lächelnd, wenn seiner Tochter ein Satz gut gelungen war. Dann setzte die kleine Marquise sich wieder und dachte zum erstenmal vielleicht über die Bedeutung der Worte nach, die sie soeben gesprochen hatte. Es war ihr klar, daß sie gelogen hatte; doch beunruhigte sie diese Erkenntnis durchaus nicht. War es nicht auch Lüge, wenn sie ein Gedicht schrieb, das von Göttern und Helden handelte, die niemals gelebt hatten? Wenn es den Leuten Freude machte zu hören, daß sie an Gott den Vater glaubte, allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, so ließ sich diese Freude verstehen; es war gleichgültig, ob sie in Wirklichkeit so dachte. Doch war es ihr hernach unangenehm, am silbernen Kelch zu nippen, den so viele Lippen schon berührt hatten. Sie seufzte erleichtert, als sie am Arm ihres Vaters die sonntäglich kalten Straßen durchschritt. Wässerig blau lag der Himmel über der Stadt, während die Bise böswillig fauchend um die Straßenecken strich.

„Die Dummheit der Menschen," sagte Herr Benoît, „ist unergründlich und für uns der einzige Maßstab der Unendlichkeit. Das Leben sollen wir töten in uns und uns in Trauer hüllen, weil ein verbohrter Jude einst die Idee hatte, seine Märchen aufzuschreiben. Die Bibel hat wohl Schönheiten, auch dichterisches Fühlen. Doch lese ich lieber Lucretius oder

Homer, weil niemand den komischen Gedanken haben wird, mir zu sagen, ich müsse an Jupiter glauben und ihm meinen Geist als Opfer darbringen. Darum liebe ich auch die römische Kirche, die keinen Calvin kennt; denn sie gibt uns noch einen Widerschein des alten heidnischen Kults. Zahlreich sind die Götter, und jeder kann selbst den Heiligen aussuchen, der ihm am meisten zusagt. Und besonders für die Jesuiten habe ich eine Vorliebe; sie wußten so gut unsere Schwäche und Genußsucht mit den strengen Forderungen der Kirche in Einklang zu bringen. Sie sind die Erben jener skeptischen Philosophie, die sich nie anmaßt, ein Richteramt zu übernehmen, das ihr nicht zukommt. Aber unsere mageren, schwarzen Gestalten, die von der Kanzel herab brüllen und sich einmischen wollen in unser Leben, hasse ich sehr, und nur die Liebe zu meiner Tochter hat mich bewogen, heute zwei ganze Stunden in einem kahlen kalten Gebäude zuzubringen und Reden über mich ergehen zu lassen, die meine gute Laune bedeutend getrübt haben."

Sie gingen durch hohe Gassen. Aus offenen Fenstern hingen die spärlich grünen Zweige der Zierpflanzen. Ein Papagei schwatzte, und traurig sang dazu ein gefangener Zeisig. Die weiße Wolkenwand schwankte über dem Jura, als würde sie in ihrer Ruhe gestört von dem unaufhörlichen Gebrumm der Glocken. Herren grüßten lächelnd die zwei. Monsieur de Péquigny gesellte sich zu den beiden. Sein hoher Stock knirschte kurz und taktmäßig auf dem Pflaster. An einer Straßenecke hob ein fröhlicher Hund die Pfote gegen das Haus und streckte die rote Zunge gegen die Vorübergehenden heraus.

„Nur wir Menschen glauben," sagte Herr Benoît, mit dem Stock auf ihn deutend, „wir seien häßlich, wenn wir den Trieben der Natur folgten. Wir wollen stets mehr sein als diese einfachen Tiere und uns Pflichten auferlegen, die lächerlich sind und durch nichts bewiesen werden können. Der Mensch ist schlecht, soweit man ihn hindert, in Einfachheit zu leben. Ist es erstaunlich, daß er bisweilen ausschlägt und den Wagen zertrümmert, an dem man ihn so lang ziehen ließ? Doch dann wird er wieder sanftmütig, läßt sich vom ersten Besten einen Ring durch die Nase ziehen und an ihm führen wie früher. Er glaubt eine größere Glückseligkeit erlangt zu haben und schläft weiter, bis ein allzu heftiger Peitschenhieb ihm wieder das Bewußtsein seiner Knechtung gibt."

Und Herr Benoît, zufrieden mit seiner langen Rede, drückte Monsieur de Péquigny abschiednehmend die Hand.

Als Herr Benoît mit seiner Tochter am wohlgedeckten Tisch saß, läutete es; die Pastoren Leblanc und Lenoir luden sich ein, entschuldigten ihr plötzliches Erscheinen mit der Erklärung, sie hätten den schönen Tag nicht in Gesellschaft ihrer Amtsgenossen verbringen wollen und hätten auf die Gastfreundschaft ihres Gönners gehofft, um schwarze Galle und schlechte Laune zu vertreiben. Herr Leblanc wanderte rastlos durchs Zimmer, stellte Stühle gerade mit ruhelos zupackenden Händen. Dann seufzte er, strich über die spärlich weißen Haare, preßte die Augenlider mit Daumen und Zeigefinger, blieb stehen; dann schleuderte er wieder die unruhigen, dünnen Beine, machte Halt vor dem Porträt Voltaires und betrachtete nachsinnend das spitze Gesicht, das ein Knäuel von Runzeln zu sein schien. Endlich setzte er sich, schlug, wippend auf knarrendem Stuhl, ein Bein über das andere, nieste und schneuzte sich geräuschvoll.

Herr Lenoir hatte inzwischen mit Mühe seine dicke Gestalt zwischen Stuhllehne und Tischkante gepreßt, die weiße Serviette um den roten Hals geknotet und wartete, Gabel und Messer in weißen prallen Händen, auf den Beginn der Mahlzeit. Die kleine Marquise stellte zwei Teller vor die Neuangekommenen. Und während Herr Lenoir, wollüstig schmatzend, den Flügel eines Huhnes abzulutschen begann und fett von der Berührung seine rote Nase glänzte, hustete Herr Leblanc trocken und begann zu sprechen. Wie zerreißendes Papier knisterte die Stimme.

„Ich habe heute in der Kirche sprechen wollen; aber man ließ mich nicht. Man hatte Angst, die Wahrheit zu hören. Und vielleicht hätte ich auch gar nicht sprechen können. Eine Kugel sitzt mir stets im Hals, wenn ich unsere Amtsbrüder predigen höre. Was haben die jungen Leute heute

gelernt? Nichts, gar nichts. Sie sollen streng gegen sich sein, was heißt das? Das Gegenteil wäre richtiger gewesen. Zuerst sich selbst lieben und dann die andern, wie es in der Bibel heißt: liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Und wenn ich mich nicht selbst schätze, mich nicht selbst kenne, wie soll ich andern gegenüber mitleidig und verständnisvoll sein? Doch die Menschen haben alles vergessen, was früher sie achtenswert machte; sie blicken scheu um sich und schämen sich voreinander. Sie belügen sich selbst zuerst, um besser ihren Nächsten belügen zu können. Die Welt wird schwärzer und schwärzer, als verdunkle ein großes lichtloses Tuch die weiße Sonne. Und kalt ist es überall, weil der dunkle Geist stetig sein Reich erweitert. Blasser und kränker werden die Menschen und fürchten sich voreinander. Warum? Weil einmal ein spitzbärtiger, flackernder Mensch, der nicht gehen konnte und mühsam nur sprach, die Stadt mit seinem Worte vergiftet hat. Er war der Gesandte des alttestamentarischen Gottes, der sich freut, wenn die Kinder seiner Feinde an Felsblöcken zerschmettert werden."

„Dieses Huhn ist so ausgezeichnet," schmatzte Herr Lenoir, „daß ich deinen theologischen Ausführungen nicht zu folgen vermag, lieber Freund."

Herr Leblanc schwieg beleidigt. In die Stille schallte das Bellen eines Hundes und die keifende Stimme einer scheltenden Frau.

„Du traust diesem dunkeln Gott viel zu viel Macht zu," sprach langsam Herr Benoît; „indem du an sein Vorhandensein glaubst, gibst du ihm auch Macht über dich. Er verträgt alles, dieser sonderbare, dunkle Gott, alles, nur nicht ruhige Verachtung. Wenn ich mich nicht um ihn kümmere, ist er machtlos gegen mich; denn jedwedes Unglück, das mir zustoßen kann, kommt nicht von ihm, sondern ist einfach dem natürlichen Lauf dieser Welt zuzuschreiben. Sobald ich an ihn glaube, und ich fühle dies mit dir, Leblanc, bin ich ein Teil von ihm und kann mich nicht von dem Gedanken befreien, daß alles, was mir geschieht, von ihm befohlen wurde. Dann beginne ich meine Taten in gute und böse einzuteilen, werde furchtsam und unschlüssig, selbst in den nichtigsten Angelegenheiten nicht mehr wissend, was ich zu tun und was ich zu lassen habe."

„Wir haben Beweise, untrügliche Beweise, daß er vorhanden ist!" kreischte Herr Leblanc, als wolle er seine Gedanken überschreien. „Wie wäre sonst die Welt entstanden? Wer hat uns aus Lehm gebildet, uns den Atem eingeblasen, uns die Seele geschenkt, wenn nicht ein großer tyrannischer Geist?"

Herr Benoît brach ein Stück Brot ab, zerkrümelte es auf dem Tischtuch, knetete eine Figur aus dem weichen Teig und stellte sie vor sich hin. „Warum soll ich nicht im Gegenteil meinen Gott selbst schaffen?", meinte er lächelnd. „Da er Geist ist, kann ich ihn nicht betrachten; da er unendlich ist, ihn mir nicht vorstellen. Und wenn ich mich selbst überzeugen wollte, er bestehe in Wirklichkeit, in Ewigkeit sogar, übersteigt diese Bejahung die Kraft meines einfachen Geistes. Wir können nichts beweisen, Leblanc. Weder sein Vorhandensein, noch das Gegenteil. Darum ist Zweifel der einzig mögliche Schluß. Ich, für mein Teil, fühle mich sehr glücklich, nicht an ihn glauben zu müssen. Und du, Marquise?"

Schweigend betrachtete das Mädchen die drei Männer; Herrn Leblanc, der mit geröteten Augen die Unendlichkeit zu messen schien, Herrn Lenoir, der mit dicken Fingern über den vorspringenden Bauch strich, und ihren Vater, der bewegungslos vor sich hin lächelte.

„Ich weiß nicht," sagte sie, „es scheint mir müßig, derartige Fragen zu stellen. Wenn ich traurig bin, spreche ich leise einen wohlklingenden Vers. Dann bin ich getröstet und brauche nicht die Hilfe eines hohen Unbekannten zu begehren."

An der Wand lächelte Monsieur de Voltaire, schien zu nicken, mit ein wenig traurigen Mundwinkeln, und sehr zu bedauern, nicht aus seinem Rahmen steigen zu können, um dem kleinen klugen Mädchen in artiger Reverenz die Hand zu küssen.

„So haben meine Stunden dir nichts genützt," ärgerte sich Herr Leblanc. „Ich suchte dir doch die große liebevolle Gestalt zu zeigen, die in weißem Kleid durch die Schar der Armen schreitet, Trost spendend und aufrichtend die Beladenen. Aber das

Stolz predigende Heidentum hat dich gefangengenommen, und stets wird dir die Liebe fehlen, die menschliche wie die göttliche; denn du verstehst die Demut nicht."

„Aber, aber, Leblanc," beruhigte Herr Benoît, „du mußt meine Tochter nicht so abkanzeln. Blicke doch nur einmal in die klare Schönheit ihrer Augen und streiche über die weiße kalte Stirn. Sie wird geliebt werden, und da sie sich abweisend verhält, wird sie weniger zu leiden haben und glücklicher sein; jung wie sie ist, hat sie schon den einzigen unvergänglichen Trost erkannt: die Schönheit." Herr Benoît stand auf, nahm den Kopf seiner Tochter zwischen kühle Hände und küßte ihn.

Herr Leblanc brummte weiter. „Mein Sohn ist schon ganz verrückt und verliebt. Ich höre ihn des Nachts im Bett seufzen und stöhnen, und, schrecklich ist es zu sagen: er beginnt zu dichten."

Herr Benoît mußte lächeln. Stolz richtete sich seine gebeugte Gestalt auf. Er sah seine Tochter groß und berühmt, umgeben von einer Schar Anbeter, während sie selbst schlank und unnahbar durch die Reihen schritt, ruhig und ein wenig verächtlich.

Viertes Kapitel.

Da seine Tochter ein wenig bleich war, beschloß Herr Benoît, sie noch ein paar Wochen zu Herrn Pastor Leblanc zu schicken, hoffend, daß gesunde Luft und Bewegung im Freien ihr gut tun würden. Auch Herr Leblanc hatte diesen Entschluß gebilligt. Er wünschte die Traurigkeit seines Sohnes zu verscheuchen.

Gleich eintönig gingen die Tage am grauen Pfarrhaus vorüber, und regelmäßig unterbrach der helle Sonntag den lautlosen Zug. Denn nur an diesem Tage schien Herr Leblanc aufzuwachen, und laut schallte seine Predigt, eingerahmt von leisem Harmoniumspiel, aus der offenen Kirchentür. Wenn er heimkam, war sein Gesicht gerötet, heller glänzten seine sonst verschleierten Augen, und es kam vor, daß er bei Tisch Jugenderinnerungen erzählte. Saul lachte dröhnend und hustete, verlegen gemacht durch den ruhigen Blick der kleinen Marquise.

Saul schien sich durchaus nicht wohl zu fühlen. Linkisch schlenkerte er mit magern Armen, stolperte oft, denn er versuchte, seinem ungeschickten Gang Eleganz zu lehren. Auch rieb er seine groben Hände unter dem kalten Wasserstrahl des Brunnens, gebrauchte Seife und feinen körnigen Sand und war verzweifelt, wenn nach wiederholten Waschungen seine Finger krebsrot wurden und aus den Furchen des Handrückens das Blut sickerte. Scheu schlich er um das junge Mädchen, wurde rot bis zu den Spitzen seiner langen Henkelohren, wenn ein Blick ihn traf oder ein wehender Rock ihn streifte.

Eines Tages jedoch nahm Saul allen Mut zusammen, bot der kleinen Marquise stotternd seine Begleitung an, erhielt auch ein gnädiges Nicken. Er folgte mit hängendem Kopf der Vorausgehenden. Zu beiden Seiten der Straße quakten Frösche in lauen Sümpfen, und aufdringlich gelb stachen Löwenzahnblüten aus dem grellen Grün der Wiesen. Vorsichtig schritt die kleine Marquise auf der kotigen Straße, hob den weißen Spitzenrock bis zu den Knieen. Aufgeregt trappte Saul in eine Pfütze, und sprühend spritzte graues Wasser auf das Kleid.

„Entschuldige ... bitte ... entschuldige..." stotterte Saul; feucht war seine Stirn, ein Schweißtropfen rann von seiner Schläfe über die rote Backe.

„Du könntest ein wenig aufpassen, Saul, und nicht immer so ungeschickt sein!" meinte die kleine Marquise schroff; denn man hatte sie gestört in schönen Träumen. Sie dachte eben an den Chevalier de Grammont, dessen Geschichte sie in einem alten verstaubten Buche gelesen hatte. Er hatte die Pompadour geliebt, der alte Chevalier, und nie gewagt ihr seine Liebe zu erklären. Darum war er froh in den Krieg zu ziehen, als der König ihm eine Kompanie gegeben hatte. Doch verwendete er zuerst die Hälfte seiner Einkünfte, um unter seinen Leuten Seife, Puder und Essenzen zu verteilen. Denn er haßte den Geruch der schweißigen Körper. Seine Kompagnie war bald berühmt in den Ländern, die sie durchzog; denn sie führte rührende Schäferstücke auf, die der Chevalier selbst gedichtet hatte. Als er einst gegen die Deutschen kämpfen sollte, verzog die Verachtung seine Mundwinkel. Er ließ die Degen in die Scheiden stecken, die

buntbebänderten Schäferstöcke bringen und ritt mit seiner Kompanie tänzelnd dem Feind entgegen, während die schrillen Flöten ein Menuett spielten. Und als er, der einzig Ueberlebende, mit roter Schußwunde, die wie ein neuer sonderbarer Orden glänzte, vom Pferde sank, stand er zwei Minuten noch gerade. Er nahm eine Prise, überreichte dem fremden Offizier das kleine feine Aeffchen, das sein ständiger Begleiter war, und bat ihn, bei nächster Gelegenheit das seidenweiche Tier nach Versailles zu senden, an Madame de Pompadour, als Zeichen verschwiegener, unsterblicher Liebe.

Die kleine Marquise wollte Saul diese Geschichte erzählen, als dieser stammelnd, mitten auf kotiger Landstraße in die Kniee sank, „Ich liebe dich, ich liebe dich!" krächzte und mit rauhen Händen das Spitzenkleid an seine tränenden Augen preßte. Die kleine Marquise war erstaunt und wußte nicht, was diese plötzliche Gemütsbewegung hervorgerufen hatte. Dann zogen, sekundenlang nur, Gestalten vorüber auf der grünen Wiese und hoben sich ab, wie Schattenbilder, auf dem grauen Himmel. Voran schritt Monsieur de Grammont mit rotbeflecktem Jabot und trug das Aeffchen in der Hand. Dann folgte der schlanke Mann, den sie bei Madame du Chanteuil kennen gelernt hatte. Er nickte ihr zu, lachte. Das Bild verschwand, und zu Boden blickend sah sie struppige Haare, die, Stacheln gleich, von einem runden Kopf abstanden. Saul schluchzte, näherte sich, auf den Knieen rutschend, und umfaßte mit beiden Armen die Gestalt des Mädchens.

„Aber, Saul, wer wird sich denn so aufregen?" Sie mußte an die großen Liebeserklärungen denken, die in den klassischen Dramen so ruhig und gemessen von liebenden Lippen fließen, schön klingend die Worte und Verse. Der Knabe vor ihr, der wie ein unartiger Hund sie bedrängte, schien ihr komisch und widerwärtig. „Entweder man spielt Komödie in der Liebe, oder man macht sich lächerlich," ging es ihr durch den Kopf.

„Bitte, Saul, steh auf!" Sie strich über den struppigen Kopf, ein wenig mit Abscheu. Als Saul jedoch hilflos weinend stärker sie umfing, machte sich die kleine Marquise los, mit plötzlichem Ruck, und lief laut lachend dem Dorfe zu. Saul aber fiel mit der Stirn auf die Straße und blieb regungslos liegen; bisweilen nur hoben sich aufschluchzend seine spitzen Schultern. Die Tränen seiner ersten Liebe vermischten sich mit dem grauen Straßenschmutz. Raben zogen krächzend schwarze Striche durch den Himmel, und regelmäßig trommelten die Frösche in unbekanntem Rhythmus auf unsichtbaren Trommeln.

Am Abend schien Saul getröstet und schoß mit einer alten Pistole Schrotkörner nach Spatzen. Dann schloß er sich in sein Zimmer ein und öffnete nicht, als sein Vater nach seinem Befinden zu fragen kam. Wütend stieg Herr Leblanc die Treppen hinunter, rief die kleine Marquise und bat sie, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen.

„Du machst meinen Sohn verrückt," sagte er heiser und erbost, „vollkommen verrückt. Ich weiß nicht, wie die ganze Geschichte enden wird; aber ich habe Angst, große Angst. Es wäre vielleicht besser gewesen, du hättest nie unser Haus betreten; denn nur Unruhe bringst du mir und Sorge... Ich weiß schon, daß du nichts tust; aber gerade dies ist dein Fehler. Durch deine Ruhe und Unnahbarkeit bringst du die Leute zur Verzweiflung. Ich möchte deinen Kopf manchmal an den langen Zöpfen hin- und herzerren, nur um einen Schmerzensruf von dir zu hören."

„Das wäre nicht gut möglich," meinte die kleine Marquise, lehnte sich zurück im weichen Stuhl und blickte in das Grün des Lampenschirms. „Ich kann die Zähne zusammenbeißen, wenn es sein muß; aber schreien werde ich nie. Wenn ich Ihnen jedoch zur Last falle, Herr Pastor, will ich morgen schon meinem Vater schreiben, er solle mich abholen."

„Aber nein, aber nein," weinerlich klang Herrn Leblancs Stimme, „nicht so habe ich es gemeint. Ich bin ein alter Mann, verstehst du, und bisweilen ein wenig sonderbar. Sei nicht hart zu meinem Sohn, ich bitte dich. Er ist so jung und manchmal so still, daß ich Angst habe."

Herr Leblanc hatte sich gesetzt; müde legte er den Kopf auf knöcherne Hände. Sich aufrichtend wiederum, stützte er die

Ellbogen auf die Schreibtischplatte und preßte die Fäuste an magere Wangen. Tränen tropften regelmäßig auf das braune Holz.

Da trat die kleine Marquise zu dem alten Mann; denn Mitleid fühlte sie mit ihm, legte den Arm um seine Schultern und sprach ihm zu, ihn Onkel nennend und „du". Hart schluckte Herr Leblanc auf, und jedesmal zitterte sein magerer Körper.

„Ich bin immer so allein," murmelte er, „so allein, und dann wächst die große schwarze Gestalt des Gottes in der Dunkelheit. Er blickt mich an, drohend, will mich zerschmettern, sich rächen für meine Ausfälle. Ich habe Angst." Die Stimme zitterte, klang kalt. Ein Fensterladen schlug dröhnend gegen das Haus, einmal, noch einmal, und flackernd tanzte das Lampenlicht auf einförmigen Bücherrücken.

Am nächsten Tage, es war ein Sonntag, predigte Herr Leblanc von brauner Kanzel. Er sprach gegen Sittenlosigkeit, gegen den Geiz, der immer mehr sich breitmache unter den Bauern, und ärgerte sich im stillen über das dicke Gesicht des Gastwirts Raymond, der in der ersten Reihe lächelnd zum Pastor emporsah. Die Worte schienen ihn gar nicht zu erreichen, sein Kopf war rund wie ein elastischer Gummiball. Verspätet drängte sich ein Mann durch den leeren Gang zwischen den Bänken. Er setzte sich neben Herrn Raymond und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Herr Raymond beugte sich zu seiner Frau, und weiter ging das Wispern, auf weichen Sohlen, bis in die hintersten Bänke. Herr Leblanc wurde unsicher, versprach sich und fühlte einen Strick, der sich langsam um seinen Hals zusammenzog. Im plötzlichen Schweigen stand der Gastwirt auf, räusperte sich, als wolle er eine lange Rede halten, tastete mit Wurstfingern die Banklehne ab und sagte dann ruhig, mit fetter Betonung: „Ihr Sohn hat mit der Pistole gespielt und hat sich dabei erschossen." Dann stockte er; denn Herr Leblanc war in die Kniee gesunken, als habe er von oben von unsichtbarer Faust einen Schlag auf die Stirn erhalten.

„Ja," hörte man ihn flüstern, „ja; ich muß mich entschuldigen. Ich gehe nach Hause." Die Kanzeltreppe war endlos lang, schien in einen Abgrund zu führen, der schwarz sich öffnete vor Herrn Leblancs Schritten. Er stolperte zehn Stufen hinab und schritt durch die schweigende Gemeinde der Tür zu, einer weißen Wolke entgegen, die faul und träg über dem Dorf lag. Man hörte ihn murmeln: „Und er hat sich doch gerächt." Niemand verstand, wen er mit diesen Worten meinte.

Saul lag auf seinem Bett, in kahlem Zimmer, ganz oben im Haus. Ein dünner, roter Faden floß aus seiner Schläfe auf das weiße Kissen. Neben ihm saß die kleine Marquise, weinte vor sich hin und streichelte die rauhe Hand des Toten. Herr Leblanc stolperte herein, fiel auf die Kniee neben dem Bett, schluchzte in die Kissen und rührte sich nicht. Dann sprang er auf, lief hin und her, beugte sich aus dem offenen Fenster, atmete tief und fuchtelte mit schwarzbehangenen Armen.

„Er hat sich doch rächen müssen!" Mühsam nur preßten die Worte sich aus den zusammengebissenen Zähnen. „Denn er ist feig, feig und hinterhältig. Er hat gewartet, bis er mich machtlos sah, alt und leicht zu überwältigen. Und dann schlug er zu. Von hinten natürlich, wie immer. Mich fürchtete er nicht mehr; aber meinen Nachfolger wollte er vernichten. O, er ist schlau und grausam, und der Tod bereitet ihm Vergnügen. Die Leute werden sagen, es sei ein Unglück, weiter nichts. Aber ich weiß es besser. Nein, es ist Seine Rache, Er will mich verspotten. Saul!" rief er, kreischend hoch, „Saul!" und weinte wieder, auf den Knieen, neben dem Bett.

„Er wäre groß geworden," die Schritte knarrten auf dem Holzboden, „groß und mächtig, er, mein Sohn. Denn er war klug und hätte Ihn von seinem Thron gestürzt, den Mächtigen. Haha, Er hat sich gefürchtet. Natürlich, die Lösung ist einfacher so; man erwartet nicht den offenen Kampf, man tötet von hinten. Feigling, Feigling!"

Als pralle er an harten, unsichtbaren Pfahl, in der Mitte des Zimmers, blieb Herr Leblanc stehen, klatschte mit flacher Hand gegen seine Stirne, „Saul!" rufend, „Saul!" Und wieder die Wanderung aufnehmend, schleuderte er Verwünschungen

in die Luft, wie Pfeile, bestimmt, den fernen Feind tödlich zu verwunden.

„Denn Er könnte ja nicht leben, eigentlich, ohne uns; wir geben Ihm Stärke und Kraft mit unserm Glauben, mit unserm Gehorsam. Ich habe Ihn verfolgt, all die Jahre, nicht offen, es ist wahr, aber in seinen Jüngern. Er antwortete nicht, blieb ruhig, rührte sich nicht, der Feigling. Er kann warten, natürlich, wenn täglich man Ihm erzählt, die Ewigkeit gehöre Ihm. Aber was brauchte Er meinen Sohn zu töten? Hat Er nicht schon den eigenen gemordet? Was will Er mit meinem? Nur sich lustig machen über mich? So, so. Ich soll mich beugen in Demut vor Seinen Ratschlägen. Das würde Ihm recht sein natürlich. Aber ich will nicht. Ich werde mit Ihm kämpfen bis..." Herr Leblanc sank auf einen Stuhl. Steif lehnte sich der Oberkörper gegen die gerade Lehne. Die vorspringenden Augen starrten nach der Tür, als warte er darauf, sie aufgehen zu sehen. Die langen gelben Nägel kratzten auf dem schwarzen Stoff seines Priesterrocks. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte die kleine Marquise Angst. Sie weinte nicht mehr, sondern sah bleich auf den Pastor, während ihre Finger willenlos auf ihren Knieen tanzten.

„Und ein Paulus ist mein Saul trotzdem nicht geworden!" schrie der Pastor wiederaufspringend. „Diesen Triumph hat Er doch nicht gehabt." Der schwarze Rock fegte über den Fußboden, die aufgescheuchte Luft strich über die Haare des Toten. „Er glaubt vielleicht, Er dort oben, ich sei geschlagen, zu nichts mehr gut, Er könne mich einfach verachten. Ich werde Ihm zeigen, daß ich noch da bin. Kämpfen werde ich, bis Er stirbt. Und wenn die Menschen merken, daß der Himmel leer ist, werden sie aufatmend an festlich geschmückten Tischen sitzen, lachen und scherzen und an ihre eigene Unsterblichkeit glauben."

Mit ausgebreiteten Armen stand Herr Leblanc in der Mitte des Zimmers; von seinen gespreizten Fingern schienen Strahlen auszugehen. Und wieder war es, als treffe ihn ein Faustschlag mitten auf die Stirn. Er sank auf die Kniee, grub den Kopf in die weiße Decke und weinte still und leise, wie ein Kind. Die kleine Marquise aber fühlte, daß nichts trauriger sei als die Tränen alter Männer und nichts untröstbarer als verwundeter Stolz. Saul aber schien zu lächeln über die beiden, als habe er das wirkliche Leben gefunden, die Ruhe im unaufhörlichen Schlaf, und freue sich, befreit zu sein von einem Dasein, in dem es großen Schmerz gab und groteske Tragik auf kotiger Landstraße, die Stirne im Schmutz.

(Fortsetzung folgt.)

Oh, wer gibt zum Schlaf Vertrauen?

Marienlied.

Nacht ist Traum. Du bist die Brücke...
Stabgeländer, dran die Hände gleiten,
Daß ich selig in den Himmel rücke,
Füße nicht in dunkle Strömung schreiten...

Horch, wie Wasser sich in Meere breiten...
Stürme singen, Geister sind voll Tücke
Nach dem Leib, dem Nachen, dessen Stücke
Ich-verlassen auf den Wogen reiten...

Oh, wer gibt zum Schlaf Vertrauen?
Wer errettet mich aus irrem Kriege,
Hilft der guten Kraft zum Liebessiege?...

Du... Nun darf Dein Licht ich schauen,
Da ich sanft an Deinem Herzen liege, —
Nimmst den müden Geist in Deine Wiege.

Walter Ueber Wasser, Riehen b. Basel.